

Verlag Bibliothek der Provinz

Erich Jooß
DAS MÄDCHEN,
DER LUFTBALLON
UND DER MOND

Erzählungen

herausgegeben von Richard Pils

lektoriert von Paul Engl

ISBN 978-3-99028-563-3

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Umschlag: August Macke »Mädchen im Grünen«

Erich Jooß

DAS MÄDCHEN,
DER LUFTBALLON
UND DER MOND

Erzählungen

INHALT

Fuchswörter	7
Am siebten Tag	8
Die Legende von der Erschaffung der Menschen	10
Da fehlt noch etwas	13
Ein Apfelbaumleben	17
Lieberkönig	19
Der Sommer einer sonderbaren Heiligen	22
Kain ohne Abel	24
Trotzdem	27
Mein Zuhause	29
Das Märchen vom letzten Riesen	31
Der fliegende Robert	34
Steinvogel	36
Der Bruder Dazwischen	38
Die Geschichte vom Ende nach dem Ende	40
Ein Mandelkuchen für Franziskus	42
Nächtliche Begegnung	45
Die Raben von Merseburg	47
Der Feind, der sich nirgends blicken ließ	50
Hase und Igel	51
Bileams Esel	53
Die Stecknadel	55
Der Kettensprenger	57
Vom Clown, der den Beifall fürchtete	60
Der Körperkünstler	62
Das Hochzeitsfest	64
Das leicht veränderte Märchen vom Herrn Korbes	68
Im goldenen Käfig	70
Der unsichtbare Fisch	72
Der dreihundertsechundsechzigste Palast	74
Wohin gehören wir?	77

Das Märchen von der Stille	79
Der schiffbrüchige Jonas	81
Am Rand des Tellers	83
Die Tangoschönheit	85
Fünf Brote, zwei Fische	87
Der Amselheilige	91
Die Reise mit den Wolken	93
Der Gesang der Gläser	95
Das Märchen vom hilflosen Engel	97
Eine ungleiche Freundschaft	100
Die Verwandlung	103
Der Brief	105
Wie flüssiges Silber	107
Die Geschichte vom Maler und seinem Bild	109
Das weiße Blatt	111
Die vergessene Geschichte von der Flut	113
Jericho	116
Das Mädchen, der Luftballon und der Mond	119
Der leere Spiegel	120
Ein Häufchen kalter Asche	122
Drei Gefangene	125
Jakob in der Geisterbahn	127
Die letzte Geschichte vom Zirkus	130
Der Gesang im Feuerofen	133
Als hätte er sie ausgestreut	136
Statt eines Nachworts:	
Der Erzähler versucht sich zu erinnern	138

FUCHSWÖRTER

„Warum fliegst du nicht?“, fragte der Fuchs den alten Raben, der die Straße entlangwanderte. Das war kein gewöhnlicher Rabe, denn er trug einen Rucksack und hatte sein Taschentuch um den Kopf gebunden. Damit schützte er sich gegen die Sonne.

„Warum fliegst du nicht?“, fragte der Fuchs noch einmal. Bestimmt konnte man dort oben alles früher und genauer erkennen, sogar den Hasen, der sich in einer Kuhle am Feldrand versteckte.

Wie gern wäre Meister Reineke geflogen! Dann hätte er den Himmel genauso unsicher gemacht wie die Erde ...

Der Rabe ahnte die geheimen Wünsche des Fuchses. ‚Was soll ich dem Räuber erklären?‘, dachte er. ‚Ich bin schon so alt. Ich weiß nur noch, dass sich die Luft unter den Flügeln anders anfühlt als der Boden unter den Füßen. Aber dafür gibt es keine Fuchswörter.‘

Er holte einen Apfel aus dem Rucksack und rieb ihn sorgfältig blank, bevor er hineinbiss.

„Dafür gibt es wirklich keine Fuchswörter“, sagte der alte Rabe.

VOM CLOWN, DER DEN BEIFALL FÜRCHTETE

Der Clown wusste, wie er die Menschen im Zirkus verzaubern konnte. Manchmal erschien die Andeutung eines Lächelns auf seinem Gesicht und alle begannen zu lächeln. Oder er wischte sich verstohlen eine Träne aus den Augen. Dann spürte jeder in dem kleinen Zirkus, dass der Spaßmacher viel lieber weinen als lachen würde.

Der Clown brauchte nur wenig, um sich zu verkleiden. Eine Knollennase genügte ihm schon, dazu eine alte Weste und eine noch ältere, zerrissene Hose. Aus der linken Tasche seiner Hose hing ein Schnupftuch und reichte bis weit über das Sägemehl am Boden.

Jedes Mal wurde es von dem Clown durch die Manege geschleift. Das ging eine Zeitlang gut. Dann wickelten sich seine Füße in das Schnupftuch, das fast so groß war wie ein Tischtuch. Plötzlich stolperte er und schlug der Länge nach hin.

Kein anderer Clown stürzte so gefährlich schön mit ausgebreiteten Armen. Regungslos blieb er liegen. Wenn er schließlich sein Gesicht unendlich langsam aus dem Sägemehl hob, hielten die Zuschauer den Atem an. Hatte sich der Clown wehgetan? Konnte er überhaupt noch aufstehen?

Bange Minuten verstrichen. Danach richtete er sich ruckartig auf wie eine Marionette und stand ganz starr, bis alle Lacher verstummten und selbst die Zirkuskapelle schwieg.

Der Clown in der Manege hatte jetzt die Füße nach außen gekehrt. Seltsam sah das aus, beinahe tölpelhaft. Er flatterte ganz leicht mit den Armen, fast unmerklich hob und senkte er sie.

Auf einmal schwebte er eine Handbreit über dem Sägemehl, schwebte wie jemand, der den Boden unter den Füßen verloren hat und nun einen Halt in der Luft sucht.

Aber dazu brauchte er vollkommene Stille. Sobald jemand hustete oder, schlimmer noch, wenn jemand „Bravo“ schrie, begann der Clown zu taumeln. Er ruderte verzweifelt und stürzte schließlich ab. Wie ein Haufen alter Kleider lag er in der Manege, aus der ihn der Zirkusdirektor, der ein kräftiger Mann war, eilig wegtrug.

Von Mal zu Mal tat sich der Clown schwerer mit seinem Kunststück. Es bereitete ihm unsägliche Mühe, vor das Publikum zu treten. Während er noch auf die vollkommene Stille wartete, fürchtete er bereits die aufmunternden Rufe, den Beifall, der jederzeit einsetzen konnte. Der Schweiß rann über sein Gesicht und er zitterte.

Eines Tages verschwand er spurlos. Lediglich ein paar Plakate, die im Regen hingen, erinnerten noch eine Weile an den schwebenden Clown.

Auch der kleine Zirkus tauchte nicht mehr auf. Hatte es ihn jemals gegeben? Allmählich zweifelten die Menschen daran.

„Vielleicht war alles ein Traum gewesen“, dachten sie, „nur im Traum können wir schweben.“

DER KÖRPERKÜNSTLER

Der Lieblingsplatz des Körperkünstlers lag unter den Arkaden. Dort stellte er jeden Morgen sein Podest auf. Dann streifte er zu den Klängen einer Flötenmusik, die vom Band kam, den seidenen Mantel ab. Wie immer hatte er sich vorher sorgfältig mit Goldbronze eingerieben und dabei keine Stelle des Körpers ausgelassen. Im Halbdunkel der Arkaden leuchtete jetzt jeder Muskel, den er bewegte, seltsam fremd und künstlich.

Sobald sich genügend Neugierige versammelt hatten, begann der Körperkünstler mit seiner Darbietung. Er bog und drehte sich schlangengleich, wurde plötzlich zu einem Reifen oder zu einem Würfel. Manchmal schien es, als würden sich einzelne Körperteile von ihm lösen und ihr eigenes Leben führen. Dann wieder verrenkte und verknäuelte er sich so sehr, dass niemand mehr seine Arme und Beine unterscheiden konnte.

Das größte Kunststück, das gleichzeitig das einfachste war, wagte er nur an besonderen Tagen, wenn sich alles günstig fügte. Zu diesem Kunststück brauchte er ein aufmerksam staunendes Publikum, das ihm allein gehörte. Außerdem musste er sich klar und leicht fühlen, frei von der Schwermut, die ihn sonst so oft niederdrückte.

An solchen Tagen verwandelte er sich in eine Statue.

Seine Hände, sein Gesicht, alles an ihm erstarrte, und eine große Kälte zog in seinen Körper ein. Wer ihn jetzt berührte, zuckte erschrocken zurück, weil er die Härte und Glätte einer steingewordenen Figur fühlte. Der Körperkünstler schien in diesem Zustand vollkommen unempfindlich zu sein. Wahrscheinlich, so mutmaßten die Zuschauer, war er in Trance gefallen.

In Wirklichkeit aber hatte er nur das Stadium höchster Konzentration hergestellt. Dabei beobachtete er seinen Körper und gab unter verzweifelter Anspannung Acht, dass die Starre nicht das Herz erreichte. Er musste die Verwandlung in eine Statue rechtzeitig abbrechen, sonst würde er nie mehr zurückkehren.

Bald sprach sich herum, welche merkwürdigen Kunststücke der Goldmann beherrschte. Von überallher strömten die Neugierigen in die Stadt, um ihn zu sehen. Sie sparten weder mit Beifall noch mit Geld und trieben den Körperkünstler zu immer neuen Höchstleistungen an.

Eines Tages, während er gerade die ersten Anzeichen der Erstarrung an sich spürte, entdeckte er unter dem Publikum ein Mädchen, das ihn von einem Augenblick zum anderen in den Bann zog. Er sah sie an und etwas in ihm sagte, dass er dieses Mädchen schon einmal gesehen hatte. Sie glich einem Bild, das irgendwann, vor langer Zeit, in ihn gesenkt worden war.

So sehr fesselte ihn das Mädchen, dass er darüber die fortschreitende Kälte in seinem Körper vergaß. Als sie das Herz erreichte, veränderte sich sein Gesicht noch einmal, ein letztes Mal, und zeigte eine verwirrende Mischung von Trauer und endgültigem Glück.

Ein paar Wochen stand die Statue unter den Arkaden, dann ließ das Interesse an ihr nach. Weil sie den Käuferfluss störte, wurde sie auf einen Wagen gehoben und abtransportiert.

DAS HOCHZEITSFEST

Es war schon Abend geworden über den Häusern von Kana, diesem kleinen Dorf in Galiläa. Der dritte Tag des Hochzeitsfestes ging allmählich zu Ende. Die Gäste kamen und gingen, wie es ihnen gefiel. Einige saßen mit gekreuzten Beinen auf den mitgebrachten Matten, andere (die Vornehmeren!) räkelten sich zwischen den Polstern im Innenhof des Hauses und nippten an ihren Bechern. Dabei warfen sie mir ab und zu verstohlene Blicke zu. Ich war der Fremde aus Rhodos, der Weinhändler, der Gefallen gefunden hatte am starken Rotwein aus der Gegend.

Außerdem verstand ich ihre Sprache oder glaubte wenigstens, dass ich sie verstand. Trotzdem gab es eine Mauer zwischen uns. Ich erkannte diese Mauer am Tonfall ihrer Gespräche, an der verlegenen Art, wie sie sich abwandten, wenn ich ihnen zu nahe kam.

Der Hausherr hatte mich zu der Feier eingeladen. Doch seine Verwandten und die Angehörigen der Braut, die in die Familie des Hausherrn einheiratete, behandelten mich, als wäre ich ein Zuträger des unbeliebten, von den Römern geduldeten Herrschers. Verwirrt ließ ich mir Wasser reichen. Wie alle wusch ich am Beginn des Festes meine Füße. Später aß ich gemeinsam mit den Gästen Lamm in Pfefferminzsoße und getrocknete Äpfel, bestreut mit geröstetem Sesam. Ich sang sogar die Lieder der Einheimischen und trank ihren schweren Wein, der mit drei Teilen Wasser vermischt wurde und danach immer noch sehr schwer war. Sobald es dunkel wurde über den Bergen von Galiläa, legte sich deshalb eine unwiderstehliche Schläfrigkeit auf die Festgesellschaft.

Am Abend des dritten Tages merkte ich, dass der Wein anders schmeckte als bisher. Plötzlich war er kraftlos und dünn. Anscheinend streckten ihn die Hausknechte mit noch mehr Wasser. Aber vielleicht ging dem Bräutigam auch nur das Geld aus oder sein Gesinde arbeitete auf eigene Rechnung...

Mag sein, dass ich schon zu erschöpft war von dem Fest. Manchmal verändert sich dann die Welt um uns herum und wir beobachten sie genauer als bisher, mit einem geschärften Blick. Etwas unsicher stieg ich die Leiter zum Dach des Hauses hinauf. Ich überquerte vorsichtig die Holzbalken, die mit Lehm verstrichen waren, und lehnte mich an die Brüstung. Auf dem Dach wehte ein kühler, frischer Abendwind. Von dort oben konnte ich die Festgesellschaft beobachten, ohne dass sie den Fremden entdeckte und nicht mehr weiterredete.

Für einen Mann interessierte ich mich besonders. Er war eher schwächling und der Bart gab ihm ein dunkles Aussehen. Der Mann wäre mir kaum aufgefallen, wenn er nicht auf eine unerklärliche Weise im Mittelpunkt der Festgesellschaft gestanden hätte. Viele, vor allem jüngere Gäste hörten ihm gebannt zu. Er redete und niemand unterbrach ihn, obwohl er immer wieder Pausen einlegte, in denen er auf eine Eingebung zu warten schien. Sprach vielleicht sogar ein Anderer aus ihm, der unsichtbar blieb? Später erfuhr ich, dass unter den Zuhörern zahlreiche Anhänger des Mannes gewesen sind: Leute von den Dörfern ringsum, die seinem Ruf gefolgt waren und sich als seine Jünger bezeichneten. Jesus, so nannten sie ihn, wie selbstverständlich auch Rabbi, Gotteslehrer.

Eine ältere Frau (ihre weißen Haare schauten unter dem Kopftuch hervor!) nahm immer wieder Blickkontakt zu dem Rabbi auf. Sogar im Gespräch mit den

Gästen, getrennt durch die Feiernenden, verloren die Beiden einander nicht aus den Augen. Eine intensive Nähe, ein Einverständnis, das ich nie zuvor erlebt hatte, verband sie. Mutter und Sohn, schoss es mir durch den Kopf, Mutter und Sohn! Deshalb war ich umso erstaunter, als Jesus und die Frau, zweifellos seine Mutter, in einen heftigen Wortwechsel gerieten. Sie standen unter der Leiter, angeleuchtet von einer Fackel. Ich konnte jedes Wort hören und was ich hörte, wird immer in meinem Gedächtnis bleiben.

„Was willst du von mir, Frau?“, fuhr der Sohn seine Mutter an. Es klang schroff, beinahe verletzend. Mit einer Bestimmtheit, die mich erschreckte, fügte er leise hinzu: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Was hatte der Rabbi damit gemeint? Die Frau schien es zu wissen, trotzdem setzte sie sich darüber hinweg. In diesem unvergesslichen Augenblick war sie die Stärkere, die das Hochzeitsfest retten wollte. Niemand sollte Tränen auf dem Gesicht der Braut sehen!

Doch das begriff ich erst, als sie sich an die Hausknechte wandte. „Was er von euch will, das tut“, wies sie die verdutzten Männer an. Eine traumwandlerische Sicherheit sprach aus ihr, der sich auch der Sohn fügte. Denn wenig später forderte Jesus die Knechte auf, sechs riesige, steinerne Krüge, die im Innenhof neben der Zisterne standen, mit Wasser zu füllen.

Wie soll ich das Wunder beschreiben, das ich selbst nicht verstehe? Ich stieg rasch die Leiter hinunter und ließ mir, nachdem der Rabbi ein paar Worte, vielleicht einen Segen, über den Krügen geflüstert hatte, den leeren Becher füllen. Aus dem Wasser der Krüge war ein schwerer, dunkler Wein geworden, dessen Trauben weder von den Rebstöcken Galiläas stammten, noch von denen meiner Heimatinsel! Mehr kann ich, der Wein-

händler und Aufkäufer aus Rhodos, dazu nicht sagen. Nur meine Beine und Hände zitterten noch lange danach...

Wie gern hätte ich den Mann, den sie Jesus nannten, zu dem Wunder befragt. Doch der Rabbi ließ sich an diesem Abend und an den folgenden nicht mehr sehen bei dem Fest. Er sei, wurde mir erzählt, mit seinen Jüngern, die ihn begleiteten, nach Kafarnaum weitergezogen. Ratlos blieb ich zurück. Noch heute befällt mich manchmal das Gefühl, dass ich damals, bei der Hochzeit in Kana, etwas versäumt habe. Ja, ich hätte dem Rabbi nachlaufen, mich nicht von dem Hundegebell im Dorf und den unruhigen Wolken am Himmel abhalten lassen sollen!

So aber bleibt ein blinder Fleck in meinem Leben. Ich bin Zeuge eines Wunders geworden und trotzdem nur ein Beobachter geblieben, dessen Zeugnis nichts wert ist.

Die Sonne geht auf und sie geht unter. Nachts sehen die Sterne auf uns herab. Alles ist wie immer. In einem kleinen Dorf in Galiläa, am Ende der Welt, stehen sechs Steinkrüge, so leer wie vor dem Fest mit Jesus.

Erich Jooß, geboren am 13. März 1946 in Hechingen, war Direktor des Sankt Michaelsbundes, ist Vorsitzender des Medienrates der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien (BLM) und Autor. Er hat viele erfolgreiche Bilderbuchgeschichten und Kinderbücher geschrieben, aber auch Erzählungen und Lyrik für erwachsene Leser.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien